

Buchbesprechungen

Federgleiche Prosa, neu übersetzt

TARJEI VESAAS: **Die Vögel**, aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel, Nachwort von Judith Hermann, Guggolz Verlag, Berlin 2020, 278 Seiten, 23 EUR

Haben Sie sich schon einmal eine Vogelfeder genau angeschaut? Ein Wunderwerk der Natur: Mit sparsamen Mitteln wird Gegensätzliches erreicht – Festigkeit, Stabilität auf der einen, Durchlässigkeit, Luftigkeit, Polsterwirkung auf der anderen Seite. Auch wenn es merkwürdig erscheinen mag: Wer eine Feder studiert hat, ist gut vorbereitet auf die Lektüre dieses schmalen Romans – aus symbolischen wie inhaltsbezogenen Gründen. Der Verlag hat den Einband mit gezeichneten Federn geschmückt, eine gute Idee – es sind Schnepfenfedern, wie im Impressum (S. 278) zu lesen ist (Zeichnung: Valeria Gordeew). Es ist ein Wunder, dass dieses leise Buch verlegt werden konnte, und erst recht, dass der kleine Guggolz Verlag es gewagt hat (mit norwegischer Unterstützung), eine Neu-Übersetzung in Auftrag zu geben.

Mattis, die Hauptperson, ist ein etwas einfältiger Außenseiter, der von den übrigen Bewohnern des Weilers verlacht und »Dussel« genannt wird. Er kann nicht selbst für seinen Lebensunterhalt sorgen, weil praktische Arbeiten ihm meistens misslingen. Wahrscheinlich kann man ihn »seelenpflegebedürftig« nennen, ein leichter Fall allerdings, er hat seine besonderen Begabungen. Seine Schwester Hege pflegt seine Seele und ernährt ihn und sich mit ihren Strickarbeiten. Die beiden leben in einer einfachen Hütte an einem See mitten im Wald. Vor Jahren sind die Mutter durch eine Krankheit und der Vater durch einen Arbeitsunfall verstorben. Mattis fühlt sich mit der Natur eng verbunden. Seine besondere Zuneigung gilt den Waldschnepfen. Er »liest« ihre Trittspuren im Schlamm des Seeufers – das ist ihre Sprache – und kann ihnen sogar antworten. Der »Schnepfenstrich« im Vorfrühling (Balzflug der männ-

lichen Waldschnepfe) geht genau über ihre Hütte hinweg – welche ungeheure Bedeutung das für Mattis hat, können wir kaum ermessen. Er hat eben andere Schwerpunkte als die übrigen Menschen seines kleinen Weltkreises und ist fassungslos, weil seine Schwester ihn hier nicht versteht. Mattis ist kein Tatenmensch, er ist das Gegenteil, für das es bezeichnenderweise keinen festen Begriff gibt – ich möchte ihn Wahrnehmungsmensch nennen. Vesaas sieht ihn als Poeten. Ab und zu fragt Mattis bei den Bauern nach, ob sie Arbeit für ihn haben; einmal wird er tatsächlich zum Rübenverziehen eingesetzt, aber nur einen Tag lang, denn er arbeitete allzu langsam.

Später gibt ihm Hege die Anregung, er könne doch als Fährmann arbeiten. Die Aufgabe ergreift Mattis mit großem Ernst und ungewöhnlichem Tatendrang – nur: Es gibt gar keinen Bedarf, das gegenüberliegende Ufer ist spärlich besiedelt. Und doch, wider alles Erwarten, taucht eines Tages ein Mann auf, der übergeholt werden möchte: Es ist Jørgen, ein Holzfäller. Mattis ahnt nicht, dass er sich damit den Anfang vom Ende ans Ufer holt. Jørgen, der vergeblich versucht, Mattis zu Holzfällarbeiten heranzuziehen und ihn grundlegend zu verändern, verliebt sich in Hege. Ein »glückliches Ende« hat der Roman nicht, da möchte ich sensible Gemüter vorwarnen: Mattis fährt mit seinem maroden Boot auf den See hinaus und lässt das Schicksal sprechen (S. 259ff.). Schließlich ruft er nach seiner Schwester – und zuletzt nach sich selbst: »Mattis!«, rief er sinnlos in seiner tiefen Verlorenheit. Sein Schrei hallte über den leeren See wie ein fremder Vogelruf. Wie groß oder klein dieser Vogel sein mochte, war nicht zu hören.« (S. 262)

Mit sparsamen Mitteln bildet Vesaas ein filigranes sprachliches Gerüst, dessen wesentliche Wirkung im Ungesagten, zwischen den Zeilen und Worten liegt. Es geschieht äußerlich nicht viel in diesem Roman, innerlich umso mehr: Ein Jäger, den Mattis naiverweise verständigt hat, erschießt eine Schnepfe und Mattis begräbt sie unter einem Stein. Zwei Mädchen, die am See ihre Ferien verbringen, darf Mattis umherrudern, denn mit Rudern kennt er sich aus. Das sind die wenigen äußeren Ereignisse, traurig das eine – das andere, die Begegnung mit den Mädchen, zählt zu den heitersten Abschnitten des Buches. Für Mattis hat Sprache noch eine urtümliche, magische Bedeutung – darauf macht Judith Hermann in ihrem feinsinnigen Nachwort aufmerksam. »Du bist ja ein Blitz, du!«, sagt Mattis ganz am Anfang des Romans zu seiner Schwester (S. 7) und meint damit zunächst ihre Arbeit mit den Stricknadeln, aber auch alles andere, was sie tut. An dem Abend wagt er das Wort auszusprechen, denn das Risiko, dass das Wort einen Blitz hervorruft, ist gering (er hat eine starke Gewitterangst): »Dass er dieses Wort in den Mund nahm, erschreckte ihn ein wenig, war aber ungefährlich, denn der Himmel war schön.« – »Anna und Inger«, die Namen der Mädchen, die er über den See rudert, spricht er aus wie eine Zauberformel.

Durch die Wiedergabe der Gedanken des Außenseiters Mattis, der sich nur schwer ausdrücken kann, ruft Vesaas Empathie mit ihm hervor. Empathie gibt es aber auch bei seinen Mitmenschen, sie verlachen ihn nicht nur. Darauf weist Hege ihn hin: »Er dachte an das Gespräch mit Hege, kurz bevor er ins Boot gestiegen war: ›Du denkst, die lachen über dich, dabei tun sie das gar nicht.‹ Ja, das hatte Hege gesagt. Das fiel ihm jetzt wieder ein, als er all diese Höfe sah. Er versuchte, auf jemanden zu kommen, der ihm wirklich Böses wollte und ihn verspottete. Aber abgesehen von lästigen Kindern konnte er niemanden nennen ...« Zu der Bäuerin des Hofes, wo er beim Rübenverziehen geholfen hatte, bekommt er freundlichen Kontakt; ihr wagt er die große Frage zu stellen, die ihn schon lange bewegt: »Warum ist es so, wie es ist?« Der im Folgenden zitierte Abschnitt soll

einen Eindruck des Stils vermitteln, feinfühlig nachgestaltet von Hinrich Schmidt-Henkel. Mattis hat vergeblich versucht, seiner Schwester die Bedeutung des Schnepfenstrichs über ihrer Hütte nahezubringen: »Jetzt ist es Nacht. Was soll man tun, wenn alle ringsum stark und klug sind? Werd ich nie erfahren. Aber was soll man da tun? Man muss ja auch dann irgendwas tun. Die ganze Zeit. Ein Streifen geht über dieses Haus. Der Vogel ist abgeschossen und hat die Augen zu, ein großer Stein liegt auf ihm – aber der Streifen bleibt. Was soll man da tun? Und mit Hege, was soll man mit der tun? Sie hat es schwer. Werd ich nie erfahren. Draußen saust es, ob es jetzt saust oder nicht.« (S. 111)

Der weltweit angesehene norwegische Dichter Tarjei Vesaas (1897–1970), der zu Lebzeiten mehrfach für den Literaturnobelpreis vorgeschlagen wurde, hat ›Die Vögel‹ (Originaltitel ›Fuglane‹) bereits 1957 veröffentlicht. Karl Ove Knausgård (*1968) hat dieses Werk den »besten norwegischen Roman, der je geschrieben wurde« genannt (zitiert auf S. 274). Eine erste deutschsprachige Ausgabe (die mir nicht vorliegt) gab es schon 1961, eine zweite Übersetzung, von Frank Zuber, erschien 2009 im Verlag Martin Wallimann. Die hier empfohlene neue Übersetzung ist poetischer, sie hat den Charakter einer Nachdichtung. »Hinrich Schmidt-Henkel versteht es auf fast magische Weise, die Zwischentöne, Auslassungen und die Verknappung in der deutschen Übersetzung nachzubilden«, heißt es in einem Verlagstext. Dem Lob der Übertragung, das in allen Rezensionen zum Ausdruck gebracht wird, kann ich nach einigen Stichproben vollkommen zustimmen. Ein kurzes Beispiel zum Vergleich: »Die Geschwister saßen auf der Eingangstreppe ihrer dürftigen Hütte. Es war ein warmer Juniabend, und das alte Holz roch nach dem sonnigen Tag muffig«, heißt es in der Übersetzung von 2009 (dort S. 11). Schmidt-Henkel schreibt: »Die beiden Geschwister saßen auf der Eingangstreppe des einfachen Häuschens, in dem sie allein wohnten. Es war ein guter, warmer Juniabend, und die alten Holzwände atmeten den Tag in der Sonne aus.« (S. 10)

Helge Mücke

Übermenschliche Lebensleistung

HEINZ SCHILLING: **Karl V. – Der Kaiser, dem die Welt zerbrach**, Verlag C.H. Beck, München 2020, 457 Seiten, 29,95 EUR

Karl V. (1500–1558) kämpfte gegen seine Zeit – und obgleich er der mächtigste Herrscher Europas war, unterlag er und musste zusehen, wie seine Ideale und Vorstellungen in einem Teil seiner Länder beiseitegefegt wurden. Die Reformation brachte die unaufhaltbare Kirchenspaltung, und gerade ihm, dem so an der Einigkeit des Christentums in Europa gelegen war, musste das geschehen. So wurde er müde und zog sich zurück in die einsame Extremadura im südwestlichen Spanien. In 13 Kapiteln erzählt Heinz Schilling in diesem Buch vom Leben und Sterben dieses Kaisers.

Das Schicksal hat Karl lange Jahre hoch und immer höher getragen; er hielt es für die Bestätigung, dass er Gottes Auftrag in der rechten Weise erfülle. Dann kam innerhalb von fünf Jahren die Ernüchterung. Vier Jahrzehnte hatte er geprägt und musste letzten Endes doch scheitern, um sich selbst in seiner Religiosität treu bleiben zu können. Dabei war die Reformation nur eines seiner übervielen Probleme. Gegenüber Luther musste er in den Schatten treten, bis heute. Schilling sieht es als seine Aufgabe an, diese Gestalt aus dem geschichtlichen Vergessen und vor allem der Einseitigkeit der Betrachtung herauszuholen.

Karl war in Gent geboren, das damals zu Burgund gehörte. Die Eltern Philipp der Schöne und Johanna die Wahnsinnige lebten in Spanien und kümmerten sich nicht um ihn. Seine Patentanten Margarete von Österreich und Margarete von York sorgten in Mechelen für eine gute burgundische Erziehung. Er war ein Enkel des deutschen Kaisers Maximilian I. und fühlte sich immer mehr in der Nachfolge seines Urgroßvaters Karl der Kühne. Anfangs sah es gar nicht so aus, dass er König oder gar Kaiser werden würde. Es schien eher ein Zufall. Dabei ging es um Europas Neuordnung – also wohl doch kein Zufall! Schillings Buch erlaubt einen Blick in die verschlungenen Wege, die das Schicksal geht, um sich zu erfüllen.

Zuerst wurde Karl König von Spanien. Als sein Großvater 1519 starb, fiel ihm die deutsche Königskrone zu, mit der das römische Kaisertum verbunden war. Die Vollendung der Pläne Karls des Kühnen würde möglich sein! Sein erster Reichstag fand in Worms statt, wo er Luther verhörte und die Reichsacht über ihn verhängte. Später machte er sich Vorwürfe, die Reformation nicht ausgemerzt zu haben. Ein weiterer Feind war der französische König Franz I., den er 1525 in Pavia besiegte.

Karl liebte die Musik, besonders die vokalische Polyphonie Burgunds. Seine berühmte Hofkapelle begleitete ihn auch auf Reisen. Am meisten schätzte er das Lied ›Mille regretz von Josquin des Préz. Übrigens war dieser auch Luthers Lieblingskomponist.

Der Kaiser wünschte eine friedliche Versöhnung der Glaubensgegensätze durch ein Konzil, doch Papst Clemens VII. lehnte ab; so verhärteten sich die Fronten immer mehr. Auch Luther hatte ein Konzil für die Gesundung des Papsttums gefordert. »Mit der entschiedenen Distanzierung von Luther hatte [Karl] faktisch eine Garantie für den Bestand des Papststaates gegeben.« (S. 221) Denn Karl war durch sein Amt zur Bewahrung der Katholizität verpflichtet. In Augsburg fand 1530 Karls zweiter selbst geleiteter Reichstag statt. Die Gegensätze steigerten sich noch! Anschließend führte sein Bruder Ferdinand die Verhandlungen mit mehr Geschick, wobei Karl das letzte Wort behielt.

Karls Kampf gegen die Osmanen in Ungarn und Tunis ist ein bedeutsames Kapitel. In Spanien sah man – anders als früher – Muslime nicht als Gewinn an, sondern als »religiöse und kulturelle Überfremdung.« (S. 242) Gern hätte Karl einen Kreuzzug gewagt, aber die Kraft reichte nicht. Er sei den eigenen Untertanen verpflichtet, wurde ihm bedeutet.

Zu den eroberten überseeischen Ländern mit ihrem Gold kam das Problem mit den Seelen der Indios, die zum Christentum bekehrt wer-

den mussten. Das belastete ihn, doch was er durch seine Heiratspolitik seinen Verwandten antat, wie seiner Schwester Eleonore, die mit dem besiegten Franz I. verheiratet wurde, hat er wohl zeitlebens nicht bemerkt. Offenbar sprachen auch seine Beichtväter nicht davon.

Die Schlacht bei Mühlberg 1547 war sein höchster militärischer Triumph. Doch danach war das Glück für den Kaiser zu Ende. Die protestantische Kirche war schon zu stark. Und dazu noch der deutsche Reichsgedanke, dem er nicht wirklich huldigen konnte. Als es in Deutschland zu einer Fürstenrebellion kam, musste der Kaiser fliehen und seinen Bruder Ferdinand um Vermittlung bitten. Doch eher wollte er das Land verlassen als der Religion zu schaden. Er entschied sich für die Abdankung, aber er war nicht gebrochen. Ihn bewegte die bange Frage, ob er auf dem Weg zum Heil oder zur ewigen Verdammnis sei. Zugunsten des Glaubens verzichtete er auf seine politische Tätigkeit. Einst war Erasmus von Rotterdam sein Lehrer gewesen, doch hatte dieser ihm nicht jene geistige und geistliche Unabhängigkeit vermitteln können, die eine Reformierung der Papstkirche möglich gemacht hätte.

In Yuste lebte er in einem Haus außerhalb des Klosters und genoss die Stille. In inniger Christusfrömmigkeit starb er – es war die Frömmigkeit des späten Mittelalters.

Heinz Schillings Buch über Karl V. ist eine tief verstandene Erklärung für die geistige

Entwicklung Europas bis in die heutige Zeit. Der Autor versetzt sich mit Empathie in einen so fern, fremd und unnahbar erscheinenden Charakter wie den von Karl V. und macht ihn dem Leser vertraut. Gerade in den protestantischen Gebieten Deutschlands war Karl V. eine Art Hassfigur, über die man allerdings wenig wusste, außer was jener Luther in Worms und Johann Friedric I. nach der Schlacht bei Mühlberg angetan hatte. Schilling beschreibt eine vielfältige historische Welt – das reiche und künstlerisch hochstehende Burgund, dann Spanien, das Heilige Römische Reich deutscher Nation und die Entdeckungen in Übersee. Es muss eine Riesenarbeit gewesen sein, die verschiedenen Fäden aufzufinden, zusammenzuführen und übersichtlich zu gestalten.

Der emeritierte Historiker Heinz Schilling hat mehrere Bücher zum Themenkomplex veröffentlicht: ›Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs‹ (2012), ›1517 – Weltgeschichte eines Jahres‹ (2017), und jetzt dieses Buch. Das erscheint wie ein Dreiklang, wie nachträgliche Trompetenstöße auf den Beginn der Neuzeit. Den Biografen interessierten besonders drei Leitmotive bei Karl V.: die Rettung des römischen Papsttums, die Verteidigung des Christentums gegen den Islam, und die Entdeckung der Neuen Welt. Welche Welt dem Kaiser zerbrach? Es war die einheitliche Welt des christlichen Mittelalters.

Maja Rehbein

Mit Beuys Evolution denken

VOLKER HARLAN: Mit Beuys Evolution denken. Dreigliederung als Weltprinzip in der Evolution von Natur, Kultur und Gesellschaft, mit zwei Beiträgen von Wolfgang Zumdick, Verlag Schirmer & Mosel, München 2020, 288 Seiten, 68 EUR

Als Biologe, Theologe, Anthroposoph und langjähriger Wegbegleiter von Joseph Beuys ist Volker Harlan geradezu prädestiniert, mit Beuys Evolution zu denken. In dem nun vorliegenden Buch denkt er tatsächlich *mit* Beuys, nicht *über* ihn. Das gibt ihm die Möglichkeit, seine eigenen Evolutionsgedanken – die er am Institut für Evolutionsbiologie in der Zusam-

menarbeit mit Wolfgang Schad, Bernd Rosslenbroich und Susanna Kümmell im Sinne einer ›Biologie der Freiheit‹¹ gewonnen hat – zwanglos einzuflechten, ebenso wie das, was er sich als Theologe und Anthroposoph erarbeitet hat. Dabei vereinnahmt er Beuys nie, sondern lässt sich stets von dessen begeisterter und begeisterter Gedankenführung leiten. So führen die

Exkurse immer auf Beuys zurück. Man staunt, wie dieser sich als echter Universalist erweist, der die Erd- und Menschheitsgeschichte und den Einschlag durch den Christus-Impuls ebenso im Blick hat wie die soziale und ökologische Situation der heutigen Zeit und das Dilemma der materialistischen Naturwissenschaft.

Anhand zahlreicher ausführlicher Zitate wird deutlich, wie weitgehend Beuys aus dem Zentrum der Anthroposophie Rudolf Steiners schöpft, die er individualisiert und aktualisiert. Harlan zitiert aus einem Brief an Manfred Schradi, in dem Beuys von dem »Auftrag« schreibt, der »von ihm [Steiner] an mich erging[,] auf meine Weise den Menschen die Entfremdung und das Misstrauen gegenüber dem Übersinnlichen nach und nach wegzuräumen« (S. 21).²

Ausgangspunkt für Harlans Gedankenwege ist ein von Beuys am 1.7.1974 für Volker Harlan gezeichnetes Evolutionsdiagramm. Darin geht es 1) um die verschiedenen Naturreiche in aufsteigender Folge und ihre Beziehung zum Menschen – im Hinblick auf die Dreigliederung des menschlichen Organismus und des sozialen Lebens sowie die verschiedenen Wesensglieder; 2) um die Kulturentwicklung aus der mythischen Zeit über das Christusereignis als Zeitenwende bis in die Gegenwart, die als eine weitere Zeitenwende dargestellt wird, in der durch den Materialismus ein neues Verhältnis zum Christus möglich wird, das in eine lichte Zukunft blicken lässt – den »Sonnenstaat«, in dem ein neues Miteinander zwischen den Menschen herrscht; 3) um die planetarische Entwicklung der Erde vom Saturn über Sonne und Mond bis schließlich zum Jupiterstadium, in Anlehnung an Steiners »Geheimwissenschaft im Umriß«. Dem so charakterisierten Geschehen liegt – auch in der Anordnung auf dem Zeichenblatt – 4) das Diagramm der »Plastischen Theorie« zugrunde: die Metamorphose aus dem Zustand eines unbestimmten Chaos über das vermittelnde Moment der rhythmischen Bewegung in eine bestimmte Form. Diesen drei Stadien sind die alchemistischen Begriffe *Sulphur*, *Mercurius* und *Sal* zugeordnet.

Beim Nachvollzug solcher Entwicklungsvorgänge wie auch im eigenen Leben spielt für

Beuys die Auseinandersetzung mit »Leiden« – in der Zeichnung der Seele und dem diese verkörpernden Tier zugeordnet – und Tod eine entscheidende Rolle. Charakteristisch ist, dass das Zeichen für den Formpol im Diagramm zur Plastischen Theorie sowohl als tetraedrische Kristallgestalt gelesen werden kann wie auch als Form der Fettecke, wie sie Beuys verschiedentlich in den Bodenwinkeln seiner Aktionsräume angebracht hat. Immer setzt Beuys seine Verwandlungsimpulse dort an, wo etwas zu einem Ende gekommen ist: »[D]er Tod hält mich wach«, heißt es in einem Interview mit Achile Bonito Oliva aus dem Jahr 1973.³ Gerade darin sieht er die Möglichkeit des modernen Menschen: Durch die revolutionäre Erweckung eigener Kreativität evolutive Veränderungen in der Gesellschaft und im Umgang mit der Erde zu bewirken. Genau in diesem Sinne liegt für ihn in jedem Menschen die Möglichkeit zum Künstlersein. In die Zeichnung schreibt er: »Bürger = Künstler/Arbeiter«. Die damit verbundene Arbeit an der Schwelle zwischen Geist und Materie verleiht allem Verwandlungsgeschehen das »Sakramentale«, was er als Überschrift über das Evolutionsdiagramm setzt.

Harlan geht den verschiedenen Bildzeichen und Wörtern auf der Zeichnung nach, betrachtet den Zusammenhang der einzelnen Elemente und kontextualisiert sie mit dem übrigen Schaffen von Beuys. Eigene Kapitel sind »Christus – das Evolutionsprinzip«, dem den Austausch zwischen den Menschen charakterisierenden »Informationsmodell« (Sender »S – ☿« Empfänger) sowie der »Sozialen Plastik« – als die Beuys Steiners aus der Menschenkunde resultierende Ideen zur Dreigliederung des sozialen Organismus versteht – gewidmet. Wolfgang Zumdick steuert Abschnitte zur kosmischen Evolution sowie zur neuzeitlichen Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens bei, wie sie auf der Zeichnung angedeutet sind. Wobei er mehr literarisch-interpretierend vorgeht, während Harlan sich in den Beuys'schen Gedankenkosmos als in etwas Wirkliches eindenkt.

Das Buch kann wie eine grundlegende Einführung in den Gedankenkosmos von Beuys und sein lebenslanges schöpferisches Handeln

gelesen werden. Dabei werden der erweiterte Kunstbegriff und sein Verständnis des Plastischen als Formungsgeschehen im Gedanklichen, in der Auseinandersetzung mit Substanzen und Materialien wie auch in der sozialen Gestaltung nachvollziehbar – und zwar in beide Richtungen: Im schöpferischen Prozess wie im Aufsuchen der Formprinzipien in der Schöpfung. So gesehen bilden Schöpfung und Entwicklung keine Gegensätze.

Wenn Beuys von Plastischer Theorie, Informationstheorie oder Sozialer Plastik spricht bzw. schreibt, so meint er ja keine Theorien im landläufigen Sinne. Sie dienen ihm dazu, das Urbildliche des Menschseins und der Entwicklung von Erde und Mensch herauszuarbeiten, gewissermaßen als Plastiker der Idee: Es geht ihm nicht darum, etwas zu erklären, sondern verstehend das Wesentliche herauszuplastizieren – zeichnend, schreibend, redend und handelnd. Insofern sind seine zahlreichen Diagramme auf Papier oder auf Wandtafeln, wie sie Harlan vielfach einbezieht, nie Illus-

trationen von etwas, sondern zeugen stets von einer in die Gestaltung mündenden Geistesgegenwärtigkeit, sind gewissermaßen geronnene Aktionen. Seine unbedingte Liebe zur Sache, die all seinem Tun zugrunde liegt, kann in ihnen wie noch anwesend erlebt werden.

Insofern ist es schade, dass viele der Abbildungen in diesem Buch sehr klein geraten sind. Da lohnt es sich sehr, die für Harlan angefertigte Evolutionszeichnung sich beim FIU-Verlag von Rainer Rappmann für 10 EUR im DIN A 3-Format zu beschaffen!⁴

Stephan Stockmar

1 Vgl. Bernd Rosslenbroich: ›Entwurf einer Biologie der Freiheit. Die Frage der Autonomie in der Evolution‹, Stuttgart 2018.

2 Brief vom 21. Oktober 1971, Hervorhebung im Original.

3 ›Der Tod hält mich wach – Joseph Beuys im Gespräch mit Achile Bonito Oliva‹ in Armin Zweite (Hrsg.): ›Beuys zu Ehren‹, München 1986, S. 72-82

4 <https://fiu-verlag.com/kategorie/joseph-beuys/>

Christentum und Entwicklungsgedanke

RUDOLF STEINER: **Über das Wesen des Christentums (GA 68a)**, hrsg. von Andrea Leubin, Rudolf Steiner Verlag, Basel 2020, 704 Seiten, 72 EUR

Das mit dem Titel ›Über das Wesen des Christentums‹ jüngst als Band 68a der Gesamtausgabe erschienene Buch mit dem monumentalen Umfang von über 600 Seiten macht insgesamt 57 von Rudolf Steiner zwischen 1903 und 1910 in verschiedenen europäischen Städten gehaltene Vorträge zugänglich, die auf unterschiedliche Weise und mit wechselnder Perspektive alle um einen Hauptgedanken kreisen, nämlich wie Theosophie (später Anthroposophie) allen Unbefangenen Mittel an die Hand gibt und Wege aufzeigt, sich zur Religion und im Besonderen zum Christentum so stellen zu können, dass der Glaube sich in das seit Beginn der Neuzeit rasant verändernde Weltverhältnis befriedigend eingliedern kann. Schlüssel hierfür sind methodisch die Offenheit für die Tatsache übersinnlicher Welten und deren prinzipielle

Erreichbarkeit, inhaltlich der Entwicklungsgedanke für das Bewusstsein. Durch die so gewonnene Perspektive ergeben sich Einsichten zu den Rätselfragen im Großen (z.B. die Aufgabe und Bedeutung des Bösen) und zu hundert Einzelheiten, die beim Lesen der alten religiösen Urkunden unverständlich bleiben.

Wer mit großen Teilen des christologischen Vortragswerks Rudolf Steiners vertraut ist, kann dieser kurzen Charakterisierung entnehmen, dass viele der hier skizzierten Gedanken und Motive auch in längst edierten Vortragsbänden zu finden sind. Und doch ist das Studium dieses neuen Bandes auch über die Möglichkeit hinaus, bisher unbekannte Hinweise und Zusammenhänge aufgezeigt zu bekommen (z.B. in dem bemerkenswerten Kasseler Vortrag über den Ursprung des Bösen, S. 429ff.), lohnend.

Einschränkend muss freilich darauf hingewiesen werden, dass von diesen 57 Vorträgen nur ein gewisser Teil in der Ausführlichkeit und Vollständigkeit vorliegen, die uns aus anderen Bänden vertraut ist. In etlichen Fällen existiert lediglich ein Zeitungsbericht, einzelne Vorträge wiederum liegen nur in kurzen Zusammenfassungen oder fragmentarischen Notizen vor.

Bemerkenswert sind die Zeitungsberichte; man kommt aus dem Staunen nicht heraus, mit welcher Sachlichkeit, Ausführlichkeit, Genauigkeit, Zugewandtheit und – vor allem – Unbefangenheit Zeitungsreporter in den Anfangsjahren von Steiners Vortragstätigkeit berichteten; hier einige Kostproben: »Unter der Rubrik ›Weisheitslehren im Christentum‹ brachte der Redner ganz andere Dinge, viel tiefere Dinge, als sie gegenwärtig im Gedächtnis der allgemeinen Christenheit liegen, er sprach von Mysterien, vom Schauen, von der Entwicklung höherer Wahrnehmungsfähigkeiten, höheren Welten ...« (S. 102). »Der Redner ist eine schwache, aszetische Gestalt, verfügt aber über eine sympathische, sonore Stimme und spricht fließend und ganz frei. Geisteswissenschaft, so führte er aus, ist eine Wissenschaft des wirklichen geistigen, realen Lebens. Sie will Quellen eröffnen ...« (S. 570). »Dr. Steiner gebrauchte zur Unterstützung seiner Behauptungen stets die Wendung: Das ist so und so. Daraus gewann man die Überzeugung, dass er mit Gewissheit glaubte, er habe die Wahrheit. (Nicht eine oder seine Wahrheit.)« (S. 61).

Alle diese Vorträge sind nach dem Erscheinen des so wichtigen Buches ›Das Christentum als

mystische Tatsache‹ gehalten, und so lässt sich verfolgen, wie immer wieder zu den Zentralgedanken gerade dieser Schrift hingeführt wird: »Christus war nicht der Stifter seiner Religion, er war ihr Gegenstand. Er hat die Menschheit mit sich selbst erfüllt. [...] Das Christentum ist eine mystische Tatsache. Das Neue, das es mit sich bringt, ist die Tatsache, dass die menschliche Natur sich verwandelt.« (S. 98f)

So erfreulich auch die vielen kostbaren Gedanken sind, welche bei der Lektüre angeregt und vertieft werden, so wäre den Herausgebern doch einige Entschlusskraft zu wünschen gewesen, solche Texte, die bis zur Unkenntlichkeit gestückelt sind (und beinahe wie versprengte Herrenworte anmuten) und auf Gedanken weisen, die im selben Buch an anderer Stelle klar entwickelt werden, wegzulassen.

An jeder Stelle freilich scheint die Intention durch, um derentwillen heute mehr denn je vielen das Studium geisteswissenschaftlicher Inhalte zu wünschen ist: »Theosophie will dem Menschen wieder bringen eine richtige, eine kräftige Anschauung der übersinnlichen Welt, die nicht nur neugierige oder müde Erkenntnis befriedigt, sondern die den Menschen gerade in dieser Welt arbeitstüchtig, hoffnungsfreudig, gesund macht, weil er weiß: Der Sinn dieser physischen Welt ist ein ewiger, und weil er weiß: Alles, was ich tue in diesem Sinn, hat eine ewige Bedeutung. Dies gibt dem Menschen Freudigkeit fürs Leben, Tüchtigkeit für die Arbeit, und das ist, was den Menschen gesund macht für das ganze Leben.« (S. 428)

Johannes Roth

Zeugnis ablegen vom Christus-Wesen

ANTON KIMPFLE: **Lebendiger Gottesbeistand im menschlichsten Miteinander**, mit dichterischen Gestaltungen von Ursula Maria Willot, Wege Verlag, Freiburg im Breisgau 2020, 100 Seiten, 12 EUR – Bestellungen ausschließlich schriftlich an: Wege Verlag, Scheffelstrasse 53, 79102 Freiburg i.Br.

Als im Jahre 1973 der 21-jährige Anton Kimpfle nach Dornach zum Goetheanum reiste, fragte er den damaligen Vorstandsvorsitzenden Rudolf Grosse unter anderem, ob er Menschen kennen würde, die den Christus im Ätherischen

geschaut hätten. Er berichtete Rudolf Grosses Antwort: Das Schauen des ätherischen Christus sei heute schon verbreiteter, als man ahne; er wisse von Menschen, die den ätherischen Christus geschaut haben. Doch fügte er wört-

die Drei 3/2021

lich hinzu: »Die, die darum wissen, die schweigen.«¹ Wie tragisch empfand Anton Kimpfner diese Antwort! Wo Rudolf Steiner stärksten Angriffen ausgesetzt war, als er dies öffentlich verkündete, wo ihm mit Hohn und zersetzender Kritik entgegengetreten wurde – da steht die Anthroposophische Gesellschaft nicht öffentlich für seine Worte ein! Wo er doch so viele Male betonte, dieses Wiedererscheinen werde zwischen 1930 und 1940 beginnen – und das sei so sicher wie ein Naturgesetz.

Die Bezeugung von Rudolf Steiners Aussagen geschah dann von nichtanthroposophischer Seite her: In Schweden wurde über eine Zeitung gefragt, ob jemand wisse, wie Jesus Christus aussieht. Darauf antworteten viele Menschen, die eine Begegnung mit dem lebendigen Christus erlebt hatten. Diese Berichte erschienen – auch in deutscher Sprache – als Sammelband ›Sie erlebten Christus‹ (Basel 1979).

Anton Kimpfner wurde nach dem ernüchternden Gespräch mit Rudolf Grosse nicht müde, für das Ereignis der Christuserscheinung einzustehen. Er sammelte über viele Jahre Erlebnisberichte, die ihm zugetragen wurden, und veröffentlichte sie in den Sammelbänden: ›Die Zeit der Wiederkunft – Christus begegnen‹ (Kiel 1988) sowie ›Ankunft und ›Wiederkehr des Christus‹ (Dornach 2001).

Mit ›Lebendiger Gottesbeistand im menschlichsten Miteinander‹ ist nun eine weitere Zusammenstellung erschienen, die Berichte von Begegnungen mit dem Christus von verschiedenen Menschen zusammenträgt. Anton Kimpfners einleitender Aufsatz steht unter dem bezeichnenden Titel: ›Vom größten Ereignis der neueren Zeit‹. Den 80 Erlebnisberichten sind 80 Gedichte von Ursula Maria Willot jeweils als Nachklang und stimmungsmäßige Verdichtung beigegeben. Das wertvolle Büchlein ist ohne die Verwendung digitaler Techniken erstellt worden. Der feinfühligere Leser wird es schätzen, dass er dadurch zu einem freieren Erfassen der Gedanken und Bilder gelangen kann.

Gleichzeitig mit ›Lebendiger Gottesbeistand im menschlichsten Miteinander‹ erschien in der Edition Widar eine Neuauflage des vor 33 Jahren erstmals erschienen Buches ›In der

Weltenwende – Globale Abgründe und ein menschheitliches Neu-Erstehen‹ von Anton Kimpfner. Dieses noch immer hochaktuelle Büchlein beginnt mit dem Kapitel ›Des Christus Wiederkunft erleben‹ und den Worten: »Die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts lässt sich nur von der Wiederkunft des Christus her verstehen. Es wird die ganze Welt zu einer – seiner – Mysterienstätte. Deshalb ist alles in Umwälzung begriffen. Wer dies nicht sieht und berücksichtigt, arbeitet bereits mit Gegnern unserer Entwicklung zusammen.«² Anton Kimpfner zeigt auf, wie ein intensives Miterleben mit dem Gegenwartsgeschehen, eine Identifikation mit dem Schicksal der ganzen Menschheit und der Erde zu einer sich immer wieder neu belebenden Begegnung mit dem Christus führen kann. Weil dieser sich mit der ganzen Menschheit verbunden hat, können wir nur zu ihm finden, wenn wir unser Herz weiten und Freuden und Leiden, Gedanken und Impulse der ganzen Menschheit versuchen mitzerleben. Wie sich in dem individuell miterlebten Menschheitsgeschehen der Christus aussprechen kann, beschrieb Anton Kimpfner beispielhaft in seinem Beitrag ›Gegenwärtiges Menschheitsschicksal und die Erneuerung des Mysteriums von Golgatha‹ in dem von mir herausgegebenen Sammelband ›Mit dem Menschheitsrepräsentanten unterwegs‹ (Steinbergkirche 2018).

Am 14. März 1978 schrieb Michael Ende auf einen Brief Anton Kimpfners antwortend: »Ich spüre zwischen den Zeilen Ihres Briefes einen Kummer über die Stagnation der anthroposophischen Bewegung heraus, der viel größer ist, als Ihre Worte zu erkennen geben. Ich teile ihn. [...] Ich verstehe, was Sie meinen, wenn Sie schreiben, dass die anthroposophische Bewegung noch ziemlich heidnisch geblieben ist. Ach, wenn sie das doch wenigstens noch wäre! Damit ließe sich immerhin irgend etwas anfangen. [...] Manchmal kommt es mir so vor – und das hängt natürlich mit der höchst problematischen Geschichte der Gesellschaft selbst zusammen – als ob der größte Teil der Anthroposophen in der Geisteswissenschaft Steiners eine metaphysische Rettung der bürgerlichen Kultur- und Lebenswerte sieht. Das wirklich Neue,

der Sprengstoff, der da drin steckt, das [...] Umwälzende und ungeheuer Fruchtbare wird eigentlich überhaupt nicht ernst genommen, das lässt man so mit dem berühmten ›vergeistigten‹ Lächeln irgendwo links liegen.«³

Für mich liegt die umwälzende und verwandelnde Kraft der Anthroposophie insbesondere auch darin, dass sie zeigt, dass allem Wesen und ihre Taten zugrunde liegen. Solange man noch von Kräften und Prinzipien oder Atomen, Molekülen und Naturgesetzen spricht, ist man noch nicht auf dem Grund der Wirklichkeit angekommen. Der anthroposophische Erkenntnisweg, zu dem ich insbesondere auch die Eurythmie zähle, führt uns zur Begegnung mit diesen Wesen. Zunächst sind Rudolf Steiners

Vorträge und Schriften Wegangaben und Pläne. Ihnen folgend, mit Mut zur Begegnung mit der Wirklichkeit, erfüllt sich erst die Anthroposophie als Vermittlerin zwischen dem Menschenwesen und den anderen Wesen. Anton Kimpfler hat den Mut, von dieser Wesens-Ebene Zeugnis abzulegen. Dazu gehört sein neues Buch über Begegnungen mit dem Christus-Wesen.

Johannes Greiner

1 Mitteilung von Anton Kimpfler an den Autor.

2 Anton Kimpfler: ›In der Weltenwende – Globale Abgründe und ein menschheitliches Neu-Erstehen‹, Hamburg 2020, S. 7.

3 Unveröffentlichter Brief von Michael Ende an Anton Kimpfler vom 14. März 1978.

Totengräber oder Geburtshelfer?

THOMAS BANTLE, ALEXANDER PSCHERA & PETER TRAWNY (HRSG.): **Jünger-Debatte 2020 – Band 3: Technik und Medien bei den Brüdern Jünger**, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 2020, 276 Seiten, 48 EUR

Bereits die ersten beiden Bände der ›Jünger Debatte‹ hatten die an sie gehegten Erwartungen als Plattform einer kritischen Jünger-Rezeption in ausnehmender Weise unter Beweis gestellt. In bewährter Tradition war auch dieser Ausgabe wieder ein entsprechendes Symposium im Kloster Heiligkreuztal vorausgegangen.

Der Themenschwerpunkt ›Technik und Medien bei den Brüdern Jünger‹ fußt dabei nicht zuletzt, wie Niels Penke in seinem Beitrag ›Schiffbruch mit Zuschauer‹ hinweist, auf einem »hochgradig verdichteten technikkritischen Diskurs der späten vierziger und fünfziger Jahre, an dem unter anderen auch Friedrich Georg Jünger (*Die Perfektion der Technik*, 1946), Theodor W. Adorno und Max Horkheimer (*Dialektik der Aufklärung*, 1947), Martin Heideggers *Die Frage nach der Technik* und *Die Technik und die Kehre* (1953) und nicht zuletzt auch Arnold Gehlens *Die Seele im technischen Zeitalter* (1957) teilhaben und einen historischen Umschlagpunkt markieren« (S. 49).

So wird dieser Themenband mit einer komplexen Studie von Daniel-Pascal Zorn ›Der

Schließung entkommen‹ eröffnet, die den bezeichnenden Untertitel ›Heidegger und Jünger – ein unvollendetes Gespräch‹ trägt. Nach einer hochdifferenzierten Entfaltung gelangt Zorn zu der Feststellung, dass eine vordergründige Übereinstimmung diesem Gespräch nicht gerecht wird. Sein Ertrag schöpft aus einer anderen Quelle. Bei allen Unterschieden »scheinen in den beiden Lösungsvorschlägen zwei Konzeptionen des Offenen auf« (S. 19).

In seinem Aufsatz ›Die Philosophie der Technik in den zwanziger und dreißiger Jahren und Jüngers *Der Arbeiter*‹ greift der in Moskau lehrende Philosoph Alexander Michailowski unter anderem auf Namen und Thesen der deutschen Technokratie-Bewegung wie etwa Manfred Schröter oder Heinrich Hardensett zurück, die hierzulande längst vergessen sind. Er arbeitet dabei neben gemeinsamen Aspekten Ernst Jüngers eigenständige Aufgabenstellung heraus, die »vielleicht auch für künftige planetarische Entscheidungen vorbereiten« (S. 34).

Jan Robert Weber – Ernst Jünger-Experte in Sachen Strategien der »Entschleunigung«

– wendet den Focus in seinem Beitrag ›Vom Verlust des Raums im Zeitalter der Beschleunigung‹ auf eine spannungsgeladene Beziehung: ›Ernst Jüngers Sardinien und die technische Moderne‹ (S. 35). Ein weiteres Mal gelingt Weber ein konkreter Nachweis, daß Jüngers Reiseprosa in ihrem unverfälschten Blick auf die gesichteten Umstände eine kulturkritische Herausforderung bietet.

In ›Das ›Anderer‹ denken‹ stellt sich Alexander Pschera der Aufgabe, ›Friedrich Georg Jüngers ›Die Perfektion der Technik‹ im internationalen Kontext‹ einer grenzüberschreitenden Zuordnung zu unterziehen. Er wertet dabei ein verblüffend breites Spektrum ›Deutscher Technikliteratur zwischen 1877 und 1939‹ (S. 85) sowie einer ›Internationalen Technikliteratur zwischen 1906 und 1945‹ (S. 86) aus. Pscheras Fazit hinsichtlich einer wahrgenommenen Bedrohung der menschlichen Freiheit, ›die nicht mehr weiß, was sie eigentlich ist und ob sie in der Welt der digitalen Daten ihren Totengräber oder ihre Geburtshelferin gefunden hat‹ (S. 85), fällt denkbar nüchtern aus.

In der Abteilung ›Aus dem Archiv‹ hebt sich die ›Teil-Edition des ›Arbeiter‹-Manuskripts‹ hervor, die als farbiges Faksimile mit diplomatischer Umschrift wiedergegeben ist. In ihrem Vorwort geben sich Joana van de Löcht und Peter Trawny davon überzeugt, dass eine er-

schöpfende Rezeption der konträr rezipierten Schrift ›Der Arbeiter‹ von Ernst Jünger ›zuletzt an einer kompletten Erschließung des Manuskriptes nicht vorbeikommen‹ (S. 124) wird.

Besonders ansprechend sind auch 33 Briefe aus den Jahren 1963 bis 1985, die Ernst Jünger an verschiedene Korrespondenzpartner gerichtet hatte, mit denen er eine Leidenschaft für die Käferforschung teilte. In einem Brief an den Entomologen Hermann Vogt vom 18. Februar 1969 bietet Ernst Jünger Doubletten an: ›Hier liegt hoher Schnee. Doch wenn ich Tiere aus Malaga oder von Elba betrachte, wird mir ganz gemütlich warm‹ (S. 200). Pschera, der diesen kleinen Ausschnitt unter der Überschrift ›Entomologenpost wird immer zuerst geöffnet‹ herausgegeben und kommentiert hat, stellt zugleich eine vollständige Edition in Aussicht, die sich derzeit in Vorbereitung befindet.

Neben Wortmeldungen zum eigentlichen Themenschwerpunkt und ergiebigen Materialien ›Aus dem Archiv‹ vervollständigen weitere Beiträge in der Rubrik ›Freie Aussprache‹ einschlägige Rezensionen über Publikationen von und über Ernst Jünger sowie die aktualisierte Fortführung ›Internationale Ernst-Jünger-Bibliographie 2016-2019‹ von Nicolai Riedel diese dritte Ausgabe zu einer wertvollen Fundgrube der Jünger-Forschung.

Volker Strebler

Eine Begegnung mit dem Doppelgänger

RAINER PATZLAFF: Die Sphinx des digitalen Zeitalters – Aspekte einer Menschheitskrise, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2021, 348 Seiten, 24 EUR

Wie Ödipus' Begegnung mit der Sphinx den Übergang der Menschheit in das Zeitalter des abstrakten Denkens markiert, da die Lösung des Rätsels – der Mensch, der anfangs auf vier, dann auf zwei und schließlich auf drei Beinen läuft – abstraktes Denken erfordert, so steht am Schwellenübertritt der gegenwärtigen Menschheit in die geistige Welt der Hüter der Schwelle, der Doppelgänger. Auf diesem Grundgedanken basiert das äußerst aspektreiche, sehr gründlich recherchierte und zukunftsweisende Buch von

Rainer Patzlaff. In kleinen Schritten erarbeitet und in kurze Kapitel gegliedert, ergibt sich hier ein großes Entwicklungsbild: Die Aufspaltung der Seelenkräfte beim Schwellenübertritt spiegelt sich in der technischen Entwicklung wider. Die Entstehung der ›Kraftmaschinen‹ seit dem 18. Jahrhundert erweitert die Möglichkeiten des Wollens; die Medien vom Phonographen bis zum Computerspiel sprechen primär das Fühlen an; die Digitalisierung bis hin zur künstlichen Intelligenz setzt das abstrakte Den-

ken in der Maschine fort. Diese Möglichkeiten liegen in der Entwicklungsnotwendigkeit der Menschheit und werden sich in den kommenden Jahrhunderten noch steigern. Sie drohen einerseits, den Menschen in den Bann des Untersinnlichen zu fesseln. Zugleich weisen sie aber darauf hin, dass der Schwellenübertritt in die geistige Welt schon begonnen hat und der Menschheit in der Technik ihr Doppelgänger gegenübertritt. Hierfür liefert der Autor zahlreiche Beispiele, wobei sich eine »Büchse der Pandora« auftut und die Dystopie eines verkapselten Menschen eröffnet. Hier hat Patzloff schonungslos und gründlich recherchiert.

Auch innerhalb der Entwicklung der Digitalisierung wird ein Dreischritt wahrnehmbar: Die Stufen übersinnlicher Erkenntnis, nach denen sich die Seele an der Schwelle sehnt, finden hier illusionäre Surrogate. Die im Internet verfügbare Bilderflut befriedigt scheinbar die Suche nach Imagination. Dem Wesen nach begegnet die Seele aber nur unendlichen Kombinationen der Ziffern 0 und 1. Gesteigert wird die Bilderflut zur virtuellen Realität des Computerspiels. Hierbei wird das Ich, die Empfindung und sogar die eigene Körperwahrnehmung in die Maschine eingesogen und führt bei suchtartigem Gebrauch zu Vereinsamung, Empathielosigkeit und seelischem Ersticken mangels substanzieller Sinneswahrnehmungen.

Schließlich gibt es schon den sprechenden Computer: »Siri« und »Alexa« stehen für Gespräche bereit, und Geräte, die Kinder das Sprechen lehren sollen, befinden sich in der Entwicklung. Die Digitalisierung des Schulunterrichts ist das große Thema dieser Tage, wobei sich die öffentliche Kritik überwiegend auf die zu schleppende Ausstattung der Schulen beschränkt. Dass hier etwas essenziell Menschliches zwischen Lehrer und Schülern, Eltern und Kindern verloren geht, empfinden wohl einige, diskutiert wird es jedenfalls nicht. Hier kommt die langjährige Erfahrung von Patzloff als Deutschlehrer und Medienforscher ins Spiel: Die Bildekräfte des gesprochenen Wortes formen im Kind die Sprachorgane. Ab der Pubertät transformieren sie sich immer mehr in die Wahrnehmungsfähigkeit der Gedanken des

Gegenübers und letztlich seines Ich. Diese Erweiterung des Hörens über den Sprach- zum Gedanken- und Ich-Sinn kann nicht stattfinden, wenn die Sprache digital (durch einen Lautsprecher) gelernt wird: Statt der lebendigen Bildekräfte der Sprache (die sich auch im Luftstrom abbilden) dringen punktuelle Messwerte der akustischen Schwingungen ans Ohr, unterbrochen von minimalen Leerstellen. Vor diesem Hintergrund erhält die Forcierung der Digitalisierung der Bildung seit letztem Jahr noch eine viel größere Bedeutung: Die Entwicklung der Inspirationsfähigkeit wird verhindert.

Ein weiterer Schritt, an dem intensiv gearbeitet wird, ist die Verschmelzung von Mensch und Maschine: die Entwicklung von Roboter und *Cyborg*, dem auch körperlich digital angeschlossenen Menschen. Hierin könnte das untersinnliche Gegenbild zur Intuition gesehen werden. Geforscht wird z.B. an der Möglichkeit, Gedanken unmittelbar als elektromagnetische Wellen vom Gehirn in ein *Smartphone* zu übertragen, ohne Sprache, und in einer *Cloud* zu speichern. Damit wäre auch der umgekehrte Weg denkbar: Gedankenüberwachung. Die Überwachung jeder Handlung und Emotion durch Gesichtserkennung ist in China bereits Realität, in Europa wird sie politisch vorbereitet – im Windschatten der Pandemie.

Trotz dieser dystopischen Aussichten ist der Autor kein Technikfeind. Im Gegenteil: Für die vertiefte Selbsterkenntnis sind diese Herausforderungen notwendig, und aus innerer Freiheit heraus kann die Technik zum Guten verwendet werden. Viele Befreiungsbewegungen des letzten Jahrzehnts wären ohne *social media* nicht möglich gewesen. Andererseits sind diese Plattformen durch Belohnungssysteme bewusst so gestaltet, dass sie süchtig machen. Man ist einer Flut fragwürdiger Informationen ausgesetzt, und andererseits können Nachrichtenmonopole gebrochen werden. Letztlich hilft nur die eigene Urteilskraft. Je tiefer die Technik in das Untersinnliche vordringt, desto aktiver muss sich die Seele in das Übersinnliche vorarbeiten. – Das Buch ist jedem Zeitgenossen zu empfehlen, insbesondere Eltern und Lehrern.

Johannes Thiele

Es muss nicht immer digital sein

INGO LEIPNER: **Die Katastrophe der digitalen Bildung. Warum Tablets Schüler nicht klüger machen – und Menschen die besseren Lehrer sind**, Redline Verlag, München 2020, 303 Seiten, 19,99 EUR

Wer dieses Buch aushalten will, sollte zuerst das letzte Kapitel lesen, denn dort geht es darum, dass »es nicht immer digital sein muss« (S. 256). Dort wird das weite Panorama aufgemacht, wie Medienpädagogen gut arbeiten, ohne dem IT-Hype der Gegenwart zu verfallen. Da geht es etwa um die »Transparenz der Algorithmen statt Transparenz der Schüler« (S. 258), um Dateneinsparung und Datenhoheit der Nutzer, um die Frage, weshalb Digitaltechnik an Schulen nur lokal und ohne Rückfluss ins Netz genutzt werden sollte. Durchgehend bestimmt wird dieses konstruktive Kapitel von dem Argument: »Eine Kindheit ohne Computer ist der beste Start ins digitale Zeitalter.« (S. 266)

Offenbar wissen die Eltern im Silicon Valley genau, warum sie ihre Kinder nicht zu früh an den Computer lassen: Dort hat das Narrativ keine Chance, dass Technologie der Bildung helfen könnte. Denn auch das ist dort bekannt: Was mit der Bildung nicht stimmt, kann Technologie nicht besser machen. Sie wird diesbezüglich an den Schulen keine Spuren hinterlassen, und das ist auch ein sozialpolitisches Problem.

Wer sich der Wucht der »Katastrophe der digitalen Bildung« aussetzen will, und das ist unbedingt zu raten, der erhält Einblick in die ablesbare Tatsache, warum selbst perfekte digitale Lernsysteme niemals in der Lage sein werden, den Unterricht von Mensch zu Mensch zu ersetzen: Geschäftsführer großer deutscher IT-Firmen werden zitiert, wonach es ihrer Ansicht nach angesagt sei, der digitalen Bildung einen großen Schub zu versetzen: »Politik und Wirtschaft müssen jetzt die Krise als Chance nutzen verstehen und Digitalisierung erstens stärker als je zuvor und zweitens nachhaltiger zu verankern.« (S. 11) Da kommt die Coronapandemie als Verstärker gerade recht. Dass damit aber Unterricht für ein »Schwarzes Loch« implementiert wird, bremst offenbar nicht den laufenden, angeblich überfälligen »Epochenwechsel an den Schulen.« (ebd.)

Gezeigt wird, dass es von Anfang an einen Trend zur Entmündigung, d.h. das Bestreben gab, die Schüler an Bildschirme förmlich zu fesseln, etwa dadurch, dass das Konzept der »Individualisierung« auf den Kopf gestellt wird, um mittels raffinierter, sogenannter »Augmented Reality« (vgl. S. 264ff.) schon im Kindergarten zu einer von der Anpassung an den Computer und seinen Möglichkeiten bestimmten Erweiterung der Wahrnehmung zu kommen – immer durch die Brille digital vorgesetzter Texte, Bilder und Geräusche, was auf ein Einleben in eine »zweite Wirklichkeit« hinausläuft.

Wer also Argumente finden will, warum der Mensch noch immer am besten vom Menschen lernt, was offenbar immer weniger eine Selbstverständlichkeit ist, findet hier eine Fülle von gut und dicht ausgewiesenen Hinweisen – etwa und auch gerade auf die immer wichtiger werdende Frage, wieviel Einfluss die Demokratie den Digitalkonzernen erlaubt, die curriculare Gestaltung von Schulen zu bestimmen.

Dies ist ein profundes Buch zum Kennenlernen des digitalen Angriffs auf unsere Kinder, ein Trendbuch im doppelten Sinne, denn es zeigt ebenso strukturiert wie konsequent auf, wie eine Medienpädagogik (konkretisiert an der Waldorfschule) aussehen sollte. Die Digitalisierung wird nicht in Bausch und Bogen abgelehnt, sondern ein differenziertes Bild des Umgangs mit dieser Technologie wird ins Rampenlicht gerückt, grundlegend bestimmt von zwei Blickrichtungen: Welche Altersgruppe ist geeignet, mit Bildschirmen zu arbeiten? Und handelt es sich um eine aktive oder passive Nutzung digitaler Geräte? – Dies ist ein wichtiges Buch zur aktuellen Situation und darüber hinaus, auch weil die Chance geboten wird, sich entlang neuer Begriffe (neben *Augmented Reality* etwa auch *Edge Computing* oder *CS unplugged*) auf den fortgeschrittenen Stand der digitalen Welt zu bringen – wenn man möchte!

Otto Ulrich